

Mk6

Hans-Günter Heimbrock

Predigt über Mk 6, 1- 6 gehalten am 24.Juli in der Christuskirche in Schwalbach¹

Liebe Gemeinde,

am Freitag sind nun auch in Hessen die Schulferien ausgebrochen. Meine Nachbarn haben das Boot aufs Auto geschnallt und sind ans Meer nach Kroatien gefahren. Tausende von Menschen gehen auf Reisen, per Auto, mit der Bahn oder mit dem Flugzeug. Es wird ruhiger in den Straßen, auch hier am Sonntag in der Kirche. Und manche von uns, die jetzt noch zu Hause bleiben, sind in Gedanken bereits dabei, den eigenen Urlaub vorzubereiten. Erholung tut Not nach anstrengenden Monaten der Arbeit, es wird Zeit für einen Tapetenwechsel.

Ungebrochen sind Reiselust und Fernweh; das Geld ist für manche vielleicht etwas knapper geworden. Aber die Reiseziele auf Mallorca, an der türkischen Mittelmeerküste oder im Schwarzwald sind immer noch beliebt. Für viele kann es nicht weit weg genug gehen in dieser Zeit. Das ist alles so selbstverständlich in unserer Kultur, dass man kaum noch drüber nachdenkt. Warum wir reisen und in die Ferne ziehen, scheint völlig klar: ausspannen, fremde Länder sehen, etwas Neues erleben. Darüber muss man sich doch im Gottesdienst keine Gedanken machen, oder?

Warum zieht es Menschen in die Ferne? Und wie ergeht es ihnen da? Ich fand in der letzten Woche ein Buch für Kinder über die Ferne: Es trägt den poppigen Titel „Sag mir, wo der Pfeffer wächst!“. Ein Text darin bringt es gut auf den Punkt, was Menschen so für oder wider die Fremde denken und fühlen.

Da ist die Rede von drei Kindern, Anna, Max und Ilse, die können nicht in die Ferien fahren. Sie besuchen Oma. „Ach, seid froh, dass ihr hier geblieben seid. Zu Hause ist es doch am schönsten. So tröstet die Oma ihre Enkel. Und dann fängt sie an aufzuzählen, wie schrecklich es woanders ist. Das es dort meist heiß und dreckig sei, dass die Menschen in ärmlichen Wellblechhütten leben, dass sie viel zu viele Kinder haben, die es nur darauf abgesehen haben, Touristen auszurauben. Außerdem würde man von dem Essen in fremden Ländern sofort krank und dann könne man auch gleich zu Hause bleiben.

Das ist ja wohl absoluter Quatsch, denkt sich Ilse. Und deshalb schlägt sie vor, ihre große Schwester zu befragen. Die hat ganz viele Bücher über fremde Länder und kennt sich in der Welt aus.

¹ © H.-G.Heimbrock; email-Adresse des Autors >heimbrock@em.uni-frankfurt.de<

„Ach, die Oma, die hat keine Ahnung!“ sagt die auch gleich. „Ich wäre froh, wenn ich woanders wohnen würde. Dort scheint den ganzen Tag die Sonne, ihr könnt am Strand rumliegen, süßen Palmsaft trinken und die tollsten Früchte essen und außerdem sind die Menschen da viel netter. Die sind viel natürlicher, die machen alles noch selbst. Da gibt es keine Fabriken und Hochhäuser und Autos.“ Die Schwester gerät richtig ins Schwärmen. Sie erzählt, dass die Menschen in der Südsee nur das machen, wozu sie Lust haben, dass die auch viel hübscher sind als die Leute hier, dass die Indianer naturverbundener sind und die Afrikaner viel lustiger und supergut tanzen können. Und das es nur hier total blöd sei.“

Soweit der Text für Kinder. Schwarz-weiß-Malerei, werden Sie jetzt mit Recht sagen. Und das stimmt wohl. Ich glaube dennoch, dass der Text sehr verständlich ausdrückt, was viele Menschen fühlen, wenns' ums Reisen geht. Die einen sind verliebt in die Ferne, sie schwärmen und verklären die Fremde. Und die anderen haben Scheu oder Angst, sich aus der gewohnten Umgebung wegzubewegen. Und deshalb malen sie dann schwarz, und übertreiben das Risiko heftig, was einem da so alles passieren könnte. Die Fremde lockt und fasziniert, aber sie befremdet und ängstigt zugleich. So geht's heute vielen Menschen.

Und wenn wir wirklich in die Fremde ziehen? Wie geht's uns mit der Begegnung mit einer fremden Welt, wenn wir echt dort ankommen? Wir können in zwei Stunden mit der Lufthansa in einer komplett anderen Welt landen. Heute sind uns „die fremden Welten“ oft durch Fernsehen und Internet vermeintlich nah und vertraut geworden, dass wir gar nichts neues mehr entdecken. Ein bissiger Spruch lautet: „Je einsamer die Insel, desto besser! Ich brauch bloß Kabelfernsehen und Steckdosen für Laptop und Handy“.

Menschen ziehen in die Ferne, geben dafür viel Geld aus, aber oft fühlen sie sich dort dann am wohlsten, wenn sich nicht viel ändert gegenüber ihrem vertrauten Alltag, allenfalls die Sonne soll unablässig scheinen. Erholen können wir uns besser, wenn eben nicht alles fremd ist. Ich reise gern und oft. Ich kann mich aber noch gut daran erinnern, wie ich mich im letzten Dezember auf einer Reise nach Estland gefühlt habe. Auf der Speisekarte, in der Zeitung, im Fernsehen, überall nur eine fremde Sprache, von der ich kein einziges Wort verstand. Und plötzlich stand ich am Busbahnhof, konnte mich mit niemandem über die richtige Fahrkarte verständigen. Ich war ratlos, so fühlt sich die Fremde an.

Für die Menschen der Bibel waren Urlaub machen und Reisen in ferne Länder kein Thema, sie lebten in einer anderen Welt, ohne Hotelburgen und Urlaubsfotos, ohne 200 km Autokarawanen vor Salzburg, ohne Touristenrummel oder grandiosen Sonnenuntergang am Strand. Sie hatten kaum

eine Chance, so einfach in fremde Landschaften und in fremde Kulturen zu kommen, wie wir das im Zeitalter von Neckermann-Reisen und Billigflügen tun können. Das Wort „Ferien“ war noch nicht erfunden. Der Alltag der ersten Christen in Palästina war bestimmt von einem kargen Leben, von Arbeit, Mühe.

Unser Predigttext aus dem Markus-Evangelium stammt aus dieser Welt, die nicht unsere Welt ist. Geschildert werden Erfahrungen und Begegnungen aus den Anfängen der Jesus-Bewegung. Aus der Zeit, da Jesus herumzog und mit seiner Predigt und mit Heilungswundern die Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen suchte. Er war ein Wanderprediger und Wunderheiler, der von Ort zu Ort zog und Menschen begegnete. In unserem Text ist nicht von Sehnsucht in die Ferne oder von Urlaub die Rede, sehr wohl aber davon, dass Menschen das ganz Vertraute plötzlich fremd vorkommt.

Jesus predigt in der Synagoge seiner Vaterstadt, aber die Zuhörer wundern sich über seine Rede, sie sind befremdet über das was er sagt. Sie kannten ihn von früher, das war doch der Zimmermannssohn, der Bruder des Jakobus usw. Seine Verwandten sind doch auch da, alle bestens bekannt. Und nun spricht der solche Sachen – unfassbar. Was ist passiert? Wir haben uns doch so gut verstanden, denken sie. Und im Text heißt es: sie ärgerten sich.

Das Merkwürdige an der Sache ist, dass es Jesus eigentlich nicht anders geht. Auch er wundert sich, denn er kommt in ganz vertraute Umgebung, in seine „Vaterstadt“ wie es heißt, und da, mitten unter den Freunden und Verwandten, kommt er nicht zum Zuge, die Leute kommen ihm fremd vor, niemand bewundert ihn, er kann nichts tun. So wundert auch er sich über seine wohl bekannten und bis vor kurzem noch vertrauten Zeitgenossen.

Manchmal ist manches fremd für uns in der Ferne, wenn wir auf Reisen sind. Richtig fremd kann einem ab und zu gerade das vorkommen, was einem zu Hause begegnet. Das können harmlose Sachen sein, wie ein neues Telefon, bei dem ich den Anrufbeantworter erst mal nicht bedienen kann. Oder die neuen Rechtschreibregeln, mit denen ich mich nicht auskenne. Es kann die vertraute Umgebung sein, in der man sich plötzlich nicht mehr auskennt. Die Strasse, in der ich als Kind gespielt hatte, die ist inzwischen verlegt worden, Wohnblocks stehen da, wo ich als 9jähriger Rollschuh gefahren bin. Eine Studentin in der Uni, wo ich arbeite, hat mir einmal gestanden: in meinem Viertel hier in Frankfurt, wo ich aufgewachsen bin, da sind inzwischen so viel Türken eingezogen, da komm ich mir richtig fremd vor.

Dieses Gefühl der Fremdheit beginnt beim Kleinkind, wenn es plötzlich nicht mehr jeden anlächelt, sondern fremdelt, wie man sagt. Aber das Gefühl kann später wiederkommen und mitunter sehr tief gehen. Der Vater und die heranwachsende Tochter spüren plötzlich einen Graben aufgebrochen zwischen

sich, es klappt nicht mehr. Was ist passiert? Wir haben uns doch so gut verstanden, denkt er. Und sie sagt sich im Stillen: So kenn ich den ja gar nicht! Mitten im Alltag kann das begegnen, wo wir gar nicht drauf gefasst waren. Irritierend und erschreckend ist die Erfahrung, dass uns der oder die plötzlich fremd vorkommt.

Und manchmal verstehen wir gar nichts mehr. Dann kommt uns das ganze Leben irre, unwirklich vor. Bei einer schlimmen Nachricht, wenn der Arzt eine Diagnose gestellt hat, wenn uns die Nachricht vom Tod eines nahen Angehörigen ereilt. Menschen machen dann sogar die Erfahrung, dass Gott ihnen fremd geworden ist. Der, der ihnen letzten Halt gegeben hat, der verdunkelt sich plötzlich und lässt mich allein. Der, zu dem ich in so vielen ratlosen Situationen kommen konnte, der mir Stütze und und Sicherheit gegeben hat, der scheint mir plötzlich fern, unbekannt, undurchsichtig, fremd.

Dieses Gefühl haben wohl auch Menschen in früheren Zeiten gehabt. Das Lied, „Ich wollt, dass ich daheime wäre“ stammt von einem Priester aus der Schweiz, Heinrich von Laufenberg. Es wurde gedichtet 50 Jahre bevor der Reformator Martin Luther auf die Welt kam. In seinen Versen steckt auch so ein Gefühl der Befremdlichkeit mit dieser Welt und diesem Leben: "Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh, ... Die Heimat der Seele ist droben im Licht."

Wir kommen hier zum Gottesdienst zusammen, um Gott zu loben und das Leben in seinem Licht zu bedenken. Der Glaube bietet uns Schutz und Heimat, wie D. Bonhoeffer gedichtet hat „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ - Wir singen vertraute Lieder und Psalmen, die wir manchmal schon seit unseren Kindertagen beten. Und wir kommen zusammen mit Menschen, die wir schon lange kennen. Glaube kann Heimat bieten, gerade in einer Zeit, da wir uns dauernd auf neue Situationen und Menschen einstellen müssen. Gott will uns durchs Leben tragen. In diesem Glauben sind Freude und Lebenslust aufgehoben, auch Lust und Glücksgefühle im Urlaub.

Aber der Glaube hat auch Platz für das andere, für das, was uns im Leben fremd und unbekannt vorkommt. In den Texten der Bibel wird die Erfahrung nicht unterdrückt, dass Menschen plötzlich alles, sogar Gott zeitweise fremd geworden ist. Der Gott, den Israel im Bekenntnis vertrauensvoll als „unseren Gott“ anspricht, der wird zugleich als der ferne Gott erlebt.

„Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR, sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken“ so haben wir es in der Lesung aus dem Propheten Jesaja gehört.

Es ist deshalb auch heute nicht verboten, auch an Gott den Gedanken zu richten: „Was ist passiert? Wir haben uns doch so gut verstanden“ Das geht hinein bis in die äußerste Erfahrung, bei Hiob, in manchen Psalmen und auch in der Passionsgeschichte, wo Jesus schreit „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Der Glaube hat Raum für beides, für das ganz Nahe und das ganz fremde im Leben. Er ist buchstäblich eine spannende Sache, weil er Menschen Kraft geben kann, die Spannung auszuhalten. Glaube macht Mut und Neugier auf das Unbekannte, er lädt ein zum Wagnis des Exodus. Glaube ist der Raum, in dem ich beides leben kann, es nicht verdrängen muss. Und es ist gut, dass ich nicht allein bin mit meinem Glauben. Dass ich Worte finde und Bilder von anderen Menschen, mich solidarisch weiß in der Gemeinschaft von Menschen, die Gott das Leben anvertrauen, in Zeiten, da mir das Leben fremd geworden ist und auch in Momenten, wo ich die ganze Welt umarmen könnte.